

09.08.2026

Pastor Mickey Wiese

Kommen eigentlich am Ende alle rein? Und wenn Ja, wozu klingeln wir dann noch? (2. Kor 5,14–21)

Guten Morgen, ihr Lieben,

es gibt neue Fragen. Nach meiner Predigt über künstliche Intelligenz standen wir ja noch am Kaffeetisch und ich hatte ja nach neuen Themen aus der Gemeinde gefragt, die euch wirklich interessieren. Das ist bei euch ja ein gefährlicher Ort und deswegen liebe ich ihn so sehr. Auf der Kanzel kann ein Prediger noch den Eindruck erwecken, er habe die Dinge halbwegs sortiert. Am Kaffeetisch kam dann Conny, nahm einen Schluck Kaffee und drehte mit einem Satz die gesamte Heilslehre auf links.

Ihre Frage lautete sinngemäß: Wenn Gott am Ende alle Menschen retten würde, warum sollten wir dann noch missionieren? Warum predigen, einladen, beten, Glaubenskurse anbieten, Bibeln verteilen oder bei fremden Leuten klingeln? Wobei wir am Tiergarten meines Wissens selten bei fremden Leuten klingeln. Wir sind ja Baptisten und keine religiösen Bofroster. Die Frage ist aber echt stark, denn sie fragt nicht nur nach dem Jenseits. Sie fragt nach unserem Gottesbild. Sie fragt, ob Gott größer sein könnte als unsere Heilsordnungen, unsere Höllenbilder und unsere Angstpädagogik. Sie fragt, ob das Evangelium noch trägt, wenn wir niemandem mit ewiger Qual drohen. Und sie fragt, ob Mission mehr ist als eine Rettungsaktion vor einem Gott, der Menschen bestrafen muss, weil sie den richtigen Antrag nicht rechtzeitig ausgefüllt haben.

Ich habe darüber nachgedacht. Ich habe gelesen, gebetet und mich erneut daran erinnert, dass Theologen besonders gern präzise werden, wenn Gott unscharf bleibt. Dann bauen wir Systeme, zeichnen Tabellen und erklären, wer wann unter welchen Bedingungen wohin kommt. In manchen Gemeinden wirkt die Ewigkeit wie ein Flughafen mit zwei Gates. Am einen steht „Himmel“, am anderen „Hölle“, und wir Prediger kontrollieren die Bordkarten. Das Problem ist nur: Jesus hat uns nie zu Grenzbeamten des Reiches Gottes ernannt. Zu diesem Thema kursiert ein wunderbares, unverschämtes Zitat. Es wird gern Karl Barth zugeschrieben, stammt aber wohl eher von Christian Gottlob Barth, einem schwäbischen Theologen und Missionsschriftsteller des 19. Jahrhunderts. Der Satz lautet: „Wer

nicht an die Allversöhnung glaubt, ist ein Ochs; wer sie aber lehrt, ist ein Esel.“ Das ist theologische Tierhaltung auf engem Raum. Ochs und Esel stehen plötzlich nicht mehr nur an der Krippe, sondern mitten in der Dogmatik.

Eine andere Fassung, ebenfalls mit Tieren, heißt: Wer die Allversöhnung lehrt, ist ein Irrlehrer, wer nicht auf die Allversöhnung hofft, ist ein Schwein. Auf jeden Fall trifft der Satz eine Spannung, die ich nicht vorschnell auflösen möchte. Wer sich gar nicht vorstellen kann, dass Gottes Liebe am Ende weiter reicht als unsere Grenzen, macht Gott leicht zum Verwalter unserer Abgrenzungen. Wer dagegen behauptet, genau zu wissen, dass am Ende alles automatisch gut wird, kann das Gericht, die Freiheit des Menschen und den Ernst des Bösen kleinreden. Darum gefällt mir eine Formulierung, die ich für mich gefunden habe: Ich hoffe weiter, als ich lehren kann. Und ich predige dringlicher, als Angst es je könnte.

Unser Predigttext für heute steht 2. Kor 5,14–21. Paulus schreibt: „Die Liebe Christi drängt uns.“ Nicht die Angst vor der Hölle drängt uns. Nicht die Sorge um sinkende Mitgliederzahlen drängt uns. Nicht der Wunsch, recht zu behalten, drängt uns. Die Liebe Christi drängt uns. Und Paulus fährt fort, Vers 19: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst. Er rechnete den Menschen ihre Sünden nicht zu und richtete unter uns das Wort von der Versöhnung auf. Darum sind wir Botschafterinnen und Botschafter an Christi statt. Gott wirbt durch uns: Lasst euch versöhnen mit Gott.“

Das ist doch ein erstaunlicher Text. Paulus sagt nicht: Gott saß zornig im Himmel, Jesus stellte sich schützend dazwischen, und nach genügend Blut war der Vater wieder ansprechbar. Paulus sagt: Gott war in Christus. Gott selbst kommt. Gott selbst trägt. Gott selbst versöhnt. Am Kreuz rettet Jesus uns nicht vor Gott. Gott rettet uns in Jesus vor allem, was uns von ihm, voneinander und von uns selbst trennt.

Und Paulus schreibt nicht, Gott versöhne ein paar religiös Erfolgreiche mit sich. Er schreibt: die Welt. Das griechische Wort heißt Kosmos. Das ist groß. Größer als unsere Gemeinde, größer als unsere Denomination oder Konfession, größer als das christliche Abendland, größer als die Menschen, die unsere Sprache sprechen und unsere Lieder mögen. Gott hat in Christus den Kosmos im Blick. Wer das hört, darf seine Hoffnung weit öffnen.

Gleichzeitig sagt Paulus: Lasst euch versöhnen mit Gott. Da ist jetzt mehr eine Bewegung, eine Antwort, ja, aber auch ein Sich-finden-Lassen. Versöhnung ist kein himmlischer Verwaltungsakt, der unser Leben unberührt lässt. Versöhnung will ankommen. Sie will Herzen verändern, Beziehungen heilen, Schuld ans Licht bringen, Täter zur Umkehr führen und Opfer aus der Macht dessen lösen, was ihnen angetan wurde. Versöhnung ist nicht: Schwamm drüber. Versöhnung ist: Gott nimmt das Zerstörte so ernst, dass er es nicht dem Zerstörer überlässt. Darum verschwindet das Gericht nicht, wenn wir auf Gottes umfassende Rettung hoffen. Das Gericht ist nötig, weil Liebe nicht gleichgültig ist. Ein Gott, der zu

Folter, Missbrauch, Krieg, Ausbeutung und Lüge nur milde lächelt, wäre kein liebender Gott. Er wäre ein Zuschauer mit religiösem Vokabular. Die Opfer der Geschichte brauchen keinen Himmel, in dem Gott sagt: Nun vertragt euch bitte, es war doch alles nicht so schlimm. Sie brauchen einen Gott, der die Wahrheit ans Licht bringt und das Böse beim Namen nennt. Ich denke an Menschen, die Gewalt erlebt haben. Ich denke an Jugendliche, die gelernt haben, sich selbst die Schuld für das zu geben, was Erwachsene ihnen angetan haben. Ich denke an Frauen, Männer und Kinder, deren Vertrauen benutzt wurde. Ihnen kann ich doch nicht predigen, Gericht sei ein altmodischer Rest, den ein moderner, netter Gott längst entsorgt habe.

Gottes Gericht bedeutet: Dein Schmerz wird nicht vergessen. Deine Würde wird öffentlich bestätigt. Die Lüge behält nicht das letzte Wort. Doch Gericht muss nicht ewige Folter bedeuten. In der Bibel ist Gottes Gericht oft sein rettendes Recht-Schaffen. Gott richtet, indem er aufrichtet. Er trennt Wahrheit von Lüge, Leben vom Tod, Liebe von Gewalt. Das kann schmerzhaft sein. Wer sein Leben auf Selbsttäuschung gebaut hat, erlebt Wahrheit nicht als Wellness. Wer Macht missbraucht hat, wird Gottes Licht nicht als dekorative Beleuchtung empfinden. Gnade ist kostenlos, aber sie ist nicht folgenlos. Hier liegt ein Missverständnis, das uns lange begleitet hat.

Viele Christen haben Mission so begründet: Du musst Jesus annehmen, damit du nach deinem Tod nicht in die Hölle kommst. Das hat Menschen bewegt. Aber es hat auch Menschen traumatisiert. Manche haben sich bekehrt, weil sie als Kinder nachts nicht schlafen konnten. Sie liebten Gott nicht, sie fürchteten nur den falschen Ausgang. Der Glaube wurde zur Höllenversicherung, das Übergabegebet zur Police, die Gemeinde zum Versicherungsbüro. Paulus setzt anders an. „Die Liebe Christi drängt uns.“ Mission beginnt nicht bei der Hölle, sondern im Herzen Gottes. Gott liebt seine Welt. Gott geht ihr nach. Gott gibt sie nicht preis. Gott versöhnt. Und er nimmt uns in diese Bewegung hinein.

Wir missionieren nicht, um Gott gnädig zu stimmen. Wir missionieren, weil Gott gnädig ist. Wir überreden Gott nicht, Menschen zu retten. Gott überredet uns, Menschen nicht aufzugeben. Das verändert den Ton. Botschafter der Versöhnung tragen keine Brandfackel durch die Straßen und rufen: Rette sich, wer kann! Sie öffnen Türen. Sie hören zu. Sie erzählen von Christus. Sie leben so, dass Menschen eine Ahnung davon bekommen, wie Versöhnung schmeckt. Sie bitten, aber sie zwingen nicht. Sie bezeugen, aber sie beherrschen nicht. Sie stehen nicht über den anderen, sondern neben ihnen als Menschen, die selbst jeden Tag von Gnade leben.

Wenn am Ende alle gerettet werden, wozu dann Mission? Meine Antwort lautet: Weil Rettung nicht erst nach dem Tod beginnt. Menschen können mitten im Leben verloren gehen. Man kann sich in Schuld verlieren, im Selbsthass, in einer Sucht, in der Gier nach Anerkennung, in einer Beziehung, die einen zerstört, in

einer Ideologie, die einem Feinde liefert, damit man sich selbst stark fühlt. Man kann religiös sein und trotzdem weit weg vom Leben.

Jesus erzählt vom verlorenen Sohn. Der sitzt nicht in der Hölle. Er sitzt bei den Schweinen. Er lebt noch, aber sein Leben ist ihm fremd geworden. Er hat das Haus verlassen, das Geld verbraucht, seine Würde verspielt und glaubt, hofft, er könne nur als Tagelöhner zurückkehren. Aber der Vater wartet nicht mit einem Formular über korrekte Bußintensität. Er läuft. Er umarmt. Er gibt dem Sohn Namen, Ring und Zukunft zurück. Das ist Mission: Menschen sagen, dass der Vater läuft. Menschen helfen, den Heimweg zu finden. Menschen daran erinnern, dass sie mehr sind als ihr Scheitern. Der verlorene Sohn muss nicht erst sterben, um gerettet zu werden. Er wird gerettet, als er sich finden, umarmen und neu einkleiden lässt.

Und der ältere Bruder? Der ist zu Hause und ebenfalls verloren. Er kennt die Adresse des Vaters, aber nicht sein Herz. Auch zu ihm geht der Vater hinaus. Diese Geschichte bewahrt uns davor, Mission auf die Rettung der sogenannten anderen zu reduzieren. Kirche ist nicht die Gruppe der Geretteten, die den Verlorenen erklärt, wie sie zu uns kommen. Kirche ist die Gemeinschaft beider Brüder, zu denen der Vater hinausgeht. Manchmal sind wir im fernen Land. Manchmal stehen wir beleidigt vor der Tür des Festes. In beiden Fällen kommt Gott und bittet uns hinein.

Der Theologe Martin Thoms arbeitet seit Jahren an der Hoffnung der Allversöhnung. Er behauptet nicht, Mission werde dadurch überflüssig. Im Gegenteil: Er sagt, die Hoffnung auf Gottes umfassende Versöhnung könne Gericht, Glauben und Mission neu zum Blühen bringen. Das leuchtet mir ein. Wer glaubt, Gott wolle keinen Menschen verlieren, bekommt keinen Grund zur Bequemlichkeit. Er bekommt einen größeren Horizont für Liebe.

Allversöhnung darf dabei nicht heißen: Es ist egal, wie wir leben. Das wäre keine Versöhnung, sondern moralische Narkose. Wenn am Ende alles einfach durchgewunken wird, wird die Geschichte der Opfer ein zweites Mal entwertet. Gott rettet nicht, indem er das Böse verewigt oder verharmlost. Er rettet, indem er es überwindet. Er rettet den Täter nicht an seiner Wahrheit vorbei, sondern durch sie hindurch. Umkehr bleibt Gnade, aber Gnade führt aus der Lüge. Auch Freiheit bleibt ernst. Liebe zwingt nicht. Gott baut keinen himmlischen Bus, wirft alle hinein und verriegelt die Türen.

Doch wir sollten auch vorsichtig sein, menschliche Freiheit größer zu denken als Gottes schöpferische Liebe. Wir kennen Freiheit oft als die Möglichkeit, uns selbst zu schaden. Gott kennt uns tiefer als unsere Verweigerung. Er weiß, wer wir jenseits unserer Angst, Prägung und Verblendung sind. Er kann werben, heilen, entlarven und warten, ohne aufzuhören zu lieben. Ich weiß nicht, wie Gott am Ende mit jedem einzelnen Menschen handeln wird. Diese Unwissenheit ist kein theologischer Defekt. Sie ist Demut.

Ich kenne weder den letzten inneren Augenblick eines Menschen noch die Möglichkeiten Gottes jenseits unserer Zeit. Ich weiß nicht, wie Gericht erfahren wird, wie lange Läuterung dauert oder wie Freiheit in Gottes Licht aussieht. Ich weiß nur, wem das Gericht anvertraut ist: Jesus Christus, dem Gekreuzigten. Das ist entscheidend. Der Richter trägt Wundmale. Der, der Wahrheit spricht, hat selbst Gewalt erlitten. Der, vor dem unser Leben offenbar wird, hat für seine Feinde gebetet. Gericht und Gnade liegen nicht in zwei verschiedenen Händen. Es ist dieselbe Hand, die den Tempel reinigt und Kinder segnet, die Heuchler entlarvt und Schuldige an den Tisch setzt, die am Kreuz durchbohrt wird und am Ostermorgen Frieden zuspricht.

Das Wort Gottes selbst hält diese Spannung offen. Sie kennt Worte, in denen Gott will, dass alle Menschen gerettet werden. Sie spricht davon, dass Christus alles mit Gott versöhnt, dass sich jedes Knie beugt und jede Zunge Jesus Christus bekennt. Dasselbe Wort Gottes spricht ernst vom Gericht, von verschlossenen Türen, verlorenen Möglichkeiten und dem Feuer, das prüft. Wer nur die hellen Texte liest, macht es sich bequem. Wer nur die dunklen liest, macht Gott kleiner als Christus.

Ich glaube nicht, dass wir diese Spannung mit einem dogmatischen Taschenrechner lösen können. Die Bibel ist kein Fahrplan, auf dem jede Station des Jenseits minutengenau eingetragen ist. Sie ist das Zeugnis von Gottes Geschichte mit seiner Welt. Diese Geschichte hat ein Zentrum: Jesus Christus. In ihm sehen wir, wie Gott richtet und rettet. Er nennt Sünde Sünde, aber er definiert Menschen nicht durch ihre Sünde. Er ruft zur Umkehr, weil das Reich Gottes nahe ist, nicht weil Gott weit weg bleiben will.

Darum lautet meine Position nicht: Am Ende kommen ohnehin alle rein, also können wir uns zurücklehnen. Meine Position lautet: Ich traue Gottes Liebe zu, weiter zu gehen, als meine Vorstellung reicht. Ich verweigere mir die Freude an der Verlorenheit anderer. Ich will nicht zu den Frommen gehören, die im Himmel glücklich wären, während sie wissen, dass andere ewig gequält werden. Ein solcher Himmel wäre für mich nur eine komfortabel eingerichtete Hölle.

Gleichzeitig predige ich heute. Nicht irgendwann. Heute ist der Tag, an dem Versöhnung geschehen kann. Heute kann ein Mensch aufhören, vor Gott wegzulaufen. Heute kann jemand Schuld eingestehen. Heute kann eine Mutter ihre Tochter anrufen. Heute kann ein Mann sagen: Ich brauche Hilfe. Heute kann eine Gemeinde aufhören, Menschen nach ihrer Brauchbarkeit zu sortieren. Heute kann aus einem Gegner wieder ein Mensch mit einem Gesicht werden.

Mission ist darum keine Werbung für das Jenseits. Sie ist Gottes Einladung ins Leben. Sie sagt dem Einsamen: Du bist gesehen. Sie sagt dem Schuldigen: Du musst dich nicht selbst erlösen. Sie sagt dem Verwundeten: Was dir geschehen ist, bestimmt nicht deinen Wert. Sie sagt dem Mächtigen: Deine Macht wird nicht

das letzte Wort behalten. Sie sagt dem religiös Erschöpften: Gott ist nicht dein Antreiber. In Christus kommt er dir entgegen.

Ich habe als Jugendlicher zum Glauben gefunden. Mich hat nicht zuerst eine ausgefeilte Lehre über Endzeit überzeugt. Mich hat berührt, dass Jesus wirklich da ist. Dass mein Leben gemeint ist. Dass Gnade kein religiöser Begriff bleibt, sondern ein neuer Boden unter den Füßen wird. Seitdem habe ich viele Menschen begleitet. Kaum jemand brauchte als Erstes eine Landkarte der Hölle. Menschen brauchten Hoffnung, Wahrheit, Vergebung, Halt und einen Gott, der sie nicht beschämt.

Andere sorgen sich: Wenn alle gerettet werden könnten, lohnt sich ein anständiges Leben doch gar nicht mehr. Diese Frage verrät mehr über uns, als uns lieb ist. Ist Liebe nur sinnvoll, wenn Hass bestraft wird? Ist Treue nur attraktiv, wenn Untreue Punkte kostet? Ist Barmherzigkeit eine schlechte Investition, sobald der Himmel keine Leistungsklassen hat? Wer so fragt, möchte nicht bei Gott sein, sondern besser abschneiden als andere.

Das Evangelium befreit uns von diesem Vergleich. Wir tun das Gute nicht, um Eintritt zu verdienen. Wir tun es, weil Gottes Zukunft schon in unser Leben hineinleuchtet. Wir vergeben, weil wir Vergebung empfangen. Wir suchen Frieden, weil Christus unser Friede ist. Wir schützen Schwache, weil Gott sich mit ihnen identifiziert. Wir leben versöhnt, weil wir Botschafter einer Versöhnung sind, die größer ist als unsere private Frömmigkeit.

Wozu also missionieren, wenn Gott am Ende doch alle retten will? Weil die Liebe nicht schweigen kann. Wer einen Brunnen gefunden hat, diskutiert mit Verdurstenden nicht zuerst über die genaue Beschaffenheit des Grundwassers. Er reicht Wasser. Wer erfahren hat, dass Schuld vergeben werden kann, lässt andere nicht allein in ihrer Scham. Wer Gottes Nähe kennt, hält sie nicht für Privateigentum. Versöhnung braucht Gegenwart, Wahrheit, Verletzlichkeit, Vergebung und einen Gott, der selbst in unsere Geschichte eintritt.

Gott ist größer als Technik habe ich in der KI-Predigt gesagt. Gott ist auch größer als unsere theologischen Systeme, sage ich heute. Gott lässt sich nicht in die Rolle des Buchhalters drängen, der am Ende Zahlenkolonnen prüft. Er ist der Vater, der läuft. Er ist der Hirte, der sucht. Er ist die Frau, die das Haus auf den Kopf stellt, bis die verlorene Münze gefunden ist. Er ist der Christus, der sagt: Wenn ich erhöht werde, will ich alle zu mir ziehen. Darauf hoffe ich. Nicht auf eine billige Lösung, bei der niemandem etwas zugemutet wird. Ich hoffe auf die siegreiche Liebe Gottes. Eine Liebe, die Wahrheit aushält. Eine Liebe, die durch Gericht hindurch rettet. Eine Liebe, die kein Opfer vergisst und keinen Täter in seiner Unmenschlichkeit festschreibt. Eine Liebe, die nicht müde wird, bis Gottes neue Schöpfung nicht nur angekündigt, sondern Wirklichkeit ist.

Diese Hoffnung macht Mission nicht kleiner. Sie macht sie freier. Ich muss niemanden manipulieren. Ich muss keine Bekehrungszahlen produzieren. Ich

muss nicht so tun, als hinge Gottes Erfolg an meiner rhetorischen Tagesform. Ich darf bezeugen, bitten, begleiten und warten. Ich darf einem Menschen Zeit lassen, ohne ihn aufzugeben. Ich darf glauben, dass Gottes Geist längst an Orten arbeitet, an denen unsere Gemeinde noch nicht einmal einen Parkplatz gefunden hat.

Diese Hoffnung macht Mission auch dringlich. Denn jeder Tag ohne Versöhnung kostet Leben. Jeder Tag, an dem ein Mensch sich hasst, ist einer zu viel. Jeder Tag, an dem Gewalt religiös gerechtfertigt wird, widerspricht dem Reich Gottes. Jeder Tag, an dem Christen lieber Grenzen bewachen als Wunden verbinden, verdunkelt das Evangelium. Wir warten nicht gleichgültig auf einen guten Ausgang. Wir arbeiten heute an Zeichen der kommenden Welt.

Darum bitte ich euch nicht, heute ein Dogma der Allversöhnung zu unterschreiben. Ich bitte euch, eure Hoffnung nicht kleiner zu machen als Jesus. Hört auf, Menschen innerlich abzuschreiben. Hört auf, bei manchen Namen zu denken: Der ändert sich nie. Betet weiter. Liebt klug. Setzt Grenzen, wo Grenzen nötig sind. Nennt Unrecht beim Namen. Und lasst zugleich den letzten Satz über keinen Menschen aus eurem Mund kommen. Der letzte Satz gehört Gott. Und wenn du selbst Angst hast, verloren zu sein, dann hör diesen Text persönlich. Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich. Du bist in dieser Welt enthalten.

Christus wartet nicht darauf, dass du religiös überzeugend wirst. Er begegnet dir in deiner Müdigkeit, deiner Schuld, deiner Wut und deiner Sehnsucht. Lass dich versöhnen mit Gott. Nicht weil Gott gegen dich wäre, sondern weil er dich aus allem herausruft, was dich von seiner Liebe trennt. Versöhnung bedeutet nicht, dass du alles verstehst. Sie bedeutet, dass du dich halten lässt. Du darfst deine Fragen mitbringen. Du darfst deine Zweifel aussprechen. Du darfst Gott anklagen, wenn dein Leben wehgetan hat. Der Gekreuzigte hält das aus. Seine offenen Arme sind keine fromme Dekoration. Sie sind Gottes Antwort auf unsere Flucht: Ich gehe dir nach. Ich trage deine Feindschaft. Ich öffne dir den Weg nach Hause.

Am Ende weiß ich weniger über den Himmel, als manche Predigtbücher versprechen. Ich weiß aber mehr über Jesus, als meine Angst mir erlaubt. Ich sehe ihn an Tischen mit Menschen, die religiös abgeschrieben waren. Ich sehe ihn weinen, vergeben, streiten, heilen und sterben. Ich sehe ihn auferstehen und seinen verängstigten Freunden Frieden zusprechen. Diesem Christus vertraue ich die Lebenden und die Toten an.

Kommen am Ende alle rein? Ich antworte: Ich hoffe, dass Gott alle findet. Ich weiß, dass niemand an Christus vorbei gerettet wird, denn Rettung ist nicht ein Ort hinter Christus, sondern Gemeinschaft mit ihm. Ich weiß, dass sein Gericht wahrhaftig ist. Ich weiß, dass seine Gnade tiefer reicht als meine Urteile. Und ich weigere mich, die Grenzen seiner Barmherzigkeit dort einzuzeichnen, wo meine Vorstellung endet.

Wozu missionieren wir dann noch? Damit Menschen heute leben. Damit Feinde heute zu Nachbarn werden. Damit Schuld heute bekannt und vergeben wird. Damit Einsame heute einen Tisch finden. Damit Verwundete heute Schutz erfahren. Damit Mächtige heute umkehren. Damit Gemeinden heute zu Orten werden, an denen Gottes Zukunft schon Luft bekommt. Wir predigen nicht, um den Himmel zu füllen. Wir predigen, weil Gottes Himmel die Erde füllen will.

Darum kann ich mit Christian Gottlob Barth lächeln und sagen: Ich möchte weder Ochs noch Esel sein. Ganz vermeiden lässt sich das im Predigerberuf vermutlich nicht. Doch ich will hoffen, ohne Gott festzulegen. Ich will warnen, ohne Angst zu züchten. Ich will vom Gericht sprechen, ohne die Hölle zu genießen. Ich will zur Umkehr rufen, ohne Menschen zu entwürdigen. Ich will Christus groß machen. Und ich will am Kaffeetisch weiter Fragen hören, die meine fertigen Antworten durcheinanderbringen. Denn Gottes Geist sitzt gern dort, wo Kaffee nachgeschenkt wird und jemand den Mut hat, einen Satz zu sagen, der nicht in unser System passt.

Conny, danke für diese Frage. Sie hat mich neu daran erinnert, warum ich predige: nicht weil ich weiß, wer am Ende draußen bleibt, sondern weil ich Christus kenne, der nach draußen geht. Darauf setze ich meine Hoffnung. Dafür gebe ich mein Leben. Davon will ich erzählen, solange ich sprechen kann: Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst. Seine Liebe ist kein Gerücht. Seine Gnade ist keine Fußnote. Sein Gericht dient der Wahrheit. Seine Mission ist Versöhnung. Und sein letztes Wort wird Christus sein.

Amen.